Haus und Welt

Ich steh' im Waldesschatten

Ich stehe im Waldesschatten
Wie an des Lebens Rand,
Die Länder wie dämmernde Matten,
Der Strom wie ein silbern Band.

Von fern nur schlagen die Glocken
Ueber die Wälder herein,
Ein Reh hebt den Kopf erschrocken
Und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
Im Traum von der Felsenwand,
Denn der Herr geht über die Gipfel
Und segnet das stille Land.

Freiherr Josef von Eichendorff.

Die erfüllte Sehnsucht

In meinem Arbeitszimmer liegt ein Pantherfell, eine Erinnerung an Zentralasien. Als der Panther mich damals — es ist schon lange her — annahm, hatte er einen langen, stolzen Schweif. Heute hat er nur noch die Hälfte seiner einstigen Zierde, weil er bis vor kurzem selbst häufig „angenommen" worden ist. Jetzt tun es die beiden krummbeinigen Raub-, nein Haustiere, nicht mehr, denn sie sind erwachsen und gebildet, und haben sich das Fell, als den weichsten Platz im Zimmer, als ständigen Ruheplatz erkoren. Unendlich viel und lange kann das goldige Dacklpärchen schlafen, das so entzückend frech ist. Zur Zeit halten sie wieder Siesta, die rotbraune „Mausi" und ihr Gatte, der ebenfalls rotbraune „Hansi". — — —

Oft bricht blitzartig schnell und unverhofft ein großes Glück oder Unglück über den Menschen, der harmlos und nichts ahnend dahinlebt. So war es damals mit dem Dacklpärchen auch, als ich sein Besitzer wurde. Seit langem schon hatten meine Frau und ich uns mit dem Gedanken getragen, einen Hund, und zwar einen Dackl, als Hausgenossen aufzunehmen, aber immer wieder waren wir zu dem Resultat gekommen, allein, d. h. dackellos zu bleiben, wenn wir die Nachteile erwogen. Doch von Zeit zu Zeit wurde sowohl bei mir, wie bei meiner Frau „der Schrei nach dem Hunde" wieder laut, und dann berauschten wir uns an dem Gedanken, daß doch einmal ein Dackl uns froh umschwänzeln würde. Wöchentlich pflegt meine Frau einmal nach München zu fahren, bleibt auch häufig in unserem dortigen Absteigequartier über Nacht. Ich erinnere mich jenes herrlichen Junitages, eines Dienstags, genau vor sechs Monaten, noch ganz genau, als ich sie zur Bahn brachte. Diesmal wollte sie zwei Tage in der Stadt bleiben, da Tante Josephine mit ihr ins Theater gehen wollte. „Nun bin ich wieder zwei Tage allein," seufzte ich, als der Zug einfuhr, „ja, wenn ich wenigstens einen Dackl hätte!" — „Gut, ich suche einen, vielleicht bringe ich ihn dir gleich mit," erwiderte tröstend meine Frau. — — — „Auf Wiedersehen," rief ich ihr nach, „aber komme bestimmt Donnerstag vormittags, du weißt, daß wir am Nachmittag eingeladen sind." — — —

Die beiden Tage allein arbeitete ich fieberhaft an der kurzgefaßten Geschichte eines bekannten Alpenklosters, die zur baldigen tausendjährigen Gründungsfeier fertig sein mußte. Am Donnerstag morgen war ich gerade bei der Schilderung des Neubaus der Kirche unter Abt Heribert, als das Telephon schrillte. Merkwürdig war das Gefühl, als ich zum Apparat ging, es hatte etwas Beängstigendes. Hoffentlich war nichts passiert! Ich nannte meinen Namen. „Ich bins," tönte als Antwort die Stimme meiner Frau. „Du? — Ja bist du denn noch in der Stadt?" „Ja. Ich kann nicht weg, habe nichts mehr anzuziehen wie meinen Schlafanzug!" „Bist du bestohlen worden?" „Nein," kam es kleinlaut zurück, „gefressen, alles angefressen." „Wer, was? Du bist angefressen worden?" „Nein, ich nicht, aber meine ganzen Sachen; viel hat man ja heutzutage nicht an." — „Sind denn neuerdings Ratten oder Mäuse in unserem Zimmer?" „Nein, auch das nicht, sondern ..." Sie stockte. „Was denn sonst?" „Es sollte eine Ueberraschung für dich sein: zwei junge Dackl sind im Zimmer. Ueber Nacht, als ich schlief, haben sie meine Kombination, mein Kleid, die seidenen Strümpfe, die Schuhe und die neuen Wildlederhandschuhe zum größten Teil aufgefressen... Aber sie kosten ja auch nichts," setzte meine Frau hinzu. „Was, die Schuhe hätten nichts gekostet? Nun, ich fand 22 Mark 50 gerade Geld genug dafür!" „Nein, ich meine die Dackl. Ich habe sie geschenkt bekommen. Gestern traf ich zufällig Anni Steinberg und erzählte ihr von unserer Dacklsehnsucht. Da sagte sie: „Das paßt ja famos, mein Onkel und meine Tante verreisen auf ein Jahr und möchten ihre jungen, hochedlen Dackl in nur gute Hände aufs Land geben. Paß auf, sie schenken dir die Hunde." Und so war es auch. „Nun gut. Ich schicke dir sofort per Expreß andere Sachen, lasse sie vom Isartalbahnhof holen und komme mit dem Mittagszug. Ich hole dich natürlich ab. Dacklheil und auf Wiedersehen!"

Ich glaube, mehr als 20 Minuten war ich vor Eintreffen des Zuges schon am kleinen Bahnhof und erwartete sehnsüchtig die geschenkten Dackl. Endlich... endlich bog die Lokomotive um die Kurve, und langsam rollte der Zug in die Station. Meine Frau stand am Fenster und winkte, aber übermäßig glückstrahlend kam mir ihr Gesicht nicht vor. „Du mußt dem Schaffner zwei Mark geben," rief sie mir als erstes zu. „Warum denn?" „Frage nicht, sondern hilf mir lieber schnell hinaus!" Ich sprang rasch in das Abteil, half beim Dackltransport und... roch den Grund der zwei Mark. — — —

Aber entzückend schön waren die beiden Dackl trotz allem! Ich blickte meiner Frau strahlend in die Augen, die, nebenbei gesagt, ebenso braun und lustig sind wie Dacklaugen, zog sie an mich und gab ihr einen Dankeskuß. Aber als ich mit meinen nackten Knien an ihr Kleid kam, da fühlte es sich feucht und kalt an. „Hat es denn in München geregnet? Hier war immer herrlichster Sonnenschein." „In der Stadt auch, aber die Dackl haben geregnet!"

Wohl gab es noch manchen Aerger und Verdruß mit den beiden kleinen Krummbeinen, aber jetzt sind sie im wahrsten Sinne des Wortes die Erfüllung unserer Sehnsucht nach Dackln, und zwar nach braven Dackln... soweit ein Dackl überhaupt brav sein kann. — — —

Die Geschichte von der Kreuzotter Aga

An einem klaren Sommersonntag weht es brenzlich über das Moor. Irgendwo haben Kinder oder Ausflügler ein Feuer entzündet, der Wind hat es ihnen entrissen, es hat sich selbständig gemacht und wandert nun glücklich vor sich hin.

Zuerst sah ich die rote Lohe wie mit Mohnblumen aus der Kiefernplanzung winken. Eine Weile später aber lief sie schon — schnell und immer schneller — auf ihren lustigen roten Sandalen hinter dem alten Torfgraben davon. Wenn sie einen besonders guten Tanzplatz fand, ein dürres Schilfland oder ein Ried, vor dem das trockene Rohr mit seinen tausendsämigen Moostolben bolzte, warf sie ihr rotes Feuertuch hoch über sich und pfiff und knallte vor Freude. Eine Weile stand sie vor dem Schlehendickicht still und lief dann — husch — husch — hinein mit den flinken Füßen. Was da nicht alles brannte! Schilf und Gras, dürre Brombeerranken, Nesselstauden, Klettenbüsche und morsche Reiser.

Bald aber hatte sie die Kinderschuhe vertreten. Nun pfiff und schrie sie schon ganz anders, warf rote und blaue, gelbe und grüne Funken vor sich her, ward immer kecker, wilder und frech — vertraulicher. Das, was bald darauf auf mutwilligen Flammenstiefeln nach dem Wald hinüberraste, wußte genau, was es wollte. Dort stand das mannshohe Schilf unter den Kiefern, dort hatte man Torf gestochen, dort mußte ein feiner Tanzboden sein! Es ist da zwar noch ein breiter, tiefer Bachgraben zu überspringen, aber zu was hat man denn den Wind? Er wird einem schon helfen, den feurigen Samen drüben zum Blühen zu bringen.

Doch der Mensch ist auch auf seiner Hut. Vorhin schon fuhr ein Jäger auf dem Rade eiligst durch das Moor, und jetzt sieht man schon da und dort in den Flammennebeln Gestalten, die

mit Schaufeln und schweren Kieferataxen der Brennwut zu Leibe rücken. Der Wald wird verteidigt werden!

* * *

Wo der Kiefernwald seine junge Vorhut gegen das Moor vorsendet und der Sommerglast so ganz besonders grell blänkert, hat sich die alte Kreuzotter Aga zum Sonnen hingelegt. Sie hat da einen idealen Verdauungswinkel gefunden. Einen niederen Wacholder, der so eigenartig gewachsen ist, daß er wie ein kleiner Wall ein Stück torfigen Moorboden umrandet. In dieser Sonnenbadewanne liegt sie nun breit und träge dämmernd, wie ein sauberes Stück Tauwerk aufgeschlossen, den Kopf in der Mitte und ab und zu mit dem gespaltenen Zünglein spielend. Ihre dunkle Farbe mit dem schwarzen Zickzackstreifen paßt sich vorzüglich dem braunen Torfgrund an, und man müßte schon nahe hingehen, um sie als das leider so gefährliche Tier zu erkennen, das sie nun einmal ist.

Schön ist der Tag und ungewöhnlich heiß.. Es tut grundgut nach der langen, kalten Moornacht, während welcher sie unter einem alten, nassen Baumstrunk schlief, sattgefressen, wieder die Sonne zu spüren. Knisternde Sonnenglut.

Knisternde? Sie reckt den Kopf in die Höhe, bläht sich auf und zischt abwehrbereit nach dem versteckten Gegner. Nun ist sie ganz Raubtier geworden, hart und kalt, mit dem grausamen roten Licht hinter den nachtenden Augen. Steil fährt das Köpflein höher, züngelt, windet sich suchend hin und her; aber findet nichts, das ihr Grund zur Verteidigung gäbe. Nichts, als ein kleines, rotes, blitzschnell durchs Gras huschendes Mäuslein. Wo es lief, lohen die Halme auf und wirbeln als weiße Asche zu Boden... Feuer! Biß und Brand! Das ist der Gegner, der nicht zu fassen ist und vor dem nur die schnelle Flucht retten kann. Die Flucht in den nassen Sumpf oder in den Wald hinüber, unter dessen alten schützenden Baumstrünken und Erdlöchern man sich tief verkriechen kann.

Weich und geschmeidig, trotz der halbverdauten Beute, fließt die Otter durch das Gras. Ein wunderbares Spiel der Bewegung, welligen Entgleitens, Verfließens und Zusammenziehens. Fremd, unheimlich und doch schön... Bald ist sie vor dem raschen, tiefgebetteten Bächlein, über dessen dichte Verkrautung sie sonst mühelos und trocken ans jenseitige Ufer gelangte. Aber jetzt ist aus dem unscheinbaren Wasser ein breiter, tiefgestauter Wassergraben geworden, an dessen Ufer drüben zu allem Uebel noch viele mit der Brandabwehr beschäftigte Menschen stehen. Aga fürchtet das Wasser, sie schwimmt nur ungern in der Not, noch mehr fürchtet sie sich vor den Menschen, und deshalb entschließt sie sich, lieber diese doppelte Gefahr zu umgehen.

Ueber dem brennenden Moor taumeln erregte Kiebitze, Brachvögel flöten warnend, und die kühnen Mooreulen, die hier gerne brüten, fliegen jammervoll hastend und mit dem Schnabel schnappend, dicht über ihren brennenden Gelegen dahin. Wo der Brand noch nicht ist, flieht Getier. Schusselt der Igel dem schützenden Bachrand entgegen und versuchen ängstliche Fasanhennen die unflüggen Jungen aus dem Feuerbereich zu locken. Mäuse fahren pfeifend über die Hänge, und mitten durch die Unruhe windet sich pfeilschnell das fliehende Reptil.

Kurz vor der Stelle, wo Aga den Durchbruch in den Sumpf erhoffte, prallt sie mit dem Feuer zusammen. Sinnlos, wütend greift sie an. Aber das ist kein Gegner mit Fleisch und Knochen, dem man das lähmende Gift in die Adern spritzen kann. Er beißt sieghaft blendend von allen Seiten auf sie ein; sie muß wenden und schießt nun fauchend an der brennenden Welle entlang, um einen Durchschlupf zu finden. Einmal findet sich ein kühles Erdloch, schlieft Schutz erhoffend ein und taucht bald darauf wieder zwischen den Gräsern auf. Es war nicht tief genug, um dem Feuer Widerstand leisten zu können. Instinkt und uralte, vererbte Erfahrung warnen schnell genug vor solcher Torheit.

Das Feuer kennt keinen Weg. Es läuft der Freude seiner Flamme nach, die dort, wo sie genügend findet, lieber länger verweilt als an mageren Stätten. Wo der Grund außerdem noch sumpfig ist, kommt es nur langsam vorwärts. So bilden sich kleine Sackgassen und Zipfel, und Aaga ist, ehe sie es ahnt, in eine solche geraten. Plötzlich fühlt sie sich von zwei Seiten her bedroht und schießt in wildem Befreiungsdrange immer weiter vor bis an das Feuer. Hier kommt sie also nicht weiter! Sie wendet, läuft zurück, aber das heimtückische Element hat ihr inzwischen den Rückweg weggefressen. Nun rast sie im Kreise hin und her, bis sie endlich am Fuß einer Jungtanne zufällig ein Mausloch findet. Es scheint tief genug zu sein, und sie kriecht hinab. Es ist kühl dort unten, ganz erdbehaglich, und die zitternden Flanken beruhigen sich endlich.

Draußen ringen inzwischen die Menschen mit der Glut. Man hat das Feuer vor dem Wald abgefangen, indem man das dürre Schilf abmähte und ihm durch das schnell gestaute Wasser eine natürliche Grenze setzte. Von allen Seiten rückte man ihm gleichzeitig mit Schaufeln und Hauen tüchtig zu Leibe. Da erkennt es bald, daß es verspielt hat, und drum will es wenigstens an dem, was es noch hat, seine Freude haben....

Der torfige Boden brennt gut. Tief glüht sich die Flamme in den günstigen Boden ein, und wenn einer nun schon gar meint, es sei vorbei, und mit der Zwinge seines Stockes in den borstigen Boden stößt, schlägt ihm sofort ein helles Flämmchen entgegen. Es brennt unterirdisch weiter!

Aga hat einstweilen noch Ruhe. Das große tölpelhafte Feuer ist harmlos über ihr hinweggefegt. Man könnte fast glauben, daß Friede sei, wenn die Hitze in der Tiefe nicht ständig zunähme. Das kommt daher: überall unter den verbrannten Wasen kribbeln kleine Glutfingerchen herum; wühlen, zupfen und greifen immer tiefer in das brennliche Erdreich hinab. Schon ist das Loch voller Qualm, aber die Schlange drückt ihre Nase nur noch tiefer in den mulmigen Boden. Sie braucht ja nicht viel Luft zum Atmen. Sie kann sich einschränken. Doch es glutet immer heißer. Sie schnürt die Glieder eng zusammen und preßt sich immer dichter an die Erde. Die gute Mutter Erde brennt ja!

Irgendwo ist der Gang durchgebrannt. Glutwind streicht in die Tiefe und entfacht neue Glut. Sengende Tropfen fallen auf ihren Leib, sie windet sich qualvoll hin und her, wühlt sich immer tiefer in den weichen Mull hinab, der zu glühen begonnen hat. Endlich hält sie es nimmer aus und fährt zischend aus der Höhle.

Von hundert bissigen Zähnen gepackt springt sie hoch in die Luft, fällt, schnellt wieder auf, wälzt sich zischend und blasend hin und her, hackt hitzig nach dem erbarmungslosen Gegner und beißt sich endlich, einmal, zweimal, dreimal — toll vor Schmerz — in den eigenen Leib...

Am anderen Morgen, der voller Sonne, Duften und Sprühen war, wanderte ich über das verbrannte Land. Unter einer sterbenden Jungfichte vor dem Walde fand ich Agas schönen Leib verbrannt und gedunsen über den schwarzen Wurzeln liegend.

Bäckermeister Buddel auf der Flugmaschine

„Karl", sagte ich neulich zu meinem Neffen, „mit der Eisenbahn werden wir wohl nicht mehr fahren können bei den Phantasiepreisen, das können sich nur noch ganz große Schieber leisten, nicht solche kleinen, wie wir. Du gehst also hin, kaufst ein Luftschiff und lernst Luftfahren. Du gehst natürlich ins Warenhaus, da kriegst du es billiger. Und vergiß auch nicht, laß Dir Rabattmarken geben." Darüber vergingen ein paar Wochen, und ich dachte schon gar nicht mehr daran, da krieg ich eines schönen Tages einen Brief und da steht drin:

„Lieber Onkel! Da morgen Sonntag ist und ich schon genug gelernt habe, möchte ich mit meinem Luftschiff spazieren fahren. Komm also morgen früh nach dem Flugplatz. Du wirst mein Luftschiff an einem großen Pappelbaum angebunden finden und mich darin. Vielleicht kannst du mir bei der Gelegenheit auch etwas pumpen. Dein Neffe Karl."

Also gut, ich komme Sonntags nach dem Flugplatz, und richtig sitzt Karl mit seiner Maschine auf dem Pappelbaum und winkt mir zu.

„Was," schreie ich, „denkst du denn, ich werde auf den Baum klettern? Komm doch runter!"

„Ich kann nicht," schreit er zurück, „dort unten steht ein Schutzmann, der mich wegen zu schnellen Fahrens aufschreiben will." Darauf ordnete ich die Sache mit dem Schutzmann, und da kam er runtergeflogen.

„Morgen, Onkel," begrüßte er mich, „hast du auch mitgebracht, was notwendig ist?"

„Und ob," sagte ich, „hier habe ich ein Luftkissen, einen Luftreiniger...."

„Aber, Onkel, du wolltest mir doch etwas pumpen!"

„Stimmt, eine Luftpumpe habe ich auch mitgebracht."

Wie ich aber sein Gesicht sah, begriff ich schon.

„Ach so," sagte ich, „aber was willst du oben mit Geld?"

„Ja," sagte er, „wenn wir an die Milchstraße kommen, wird Chausseegeld erhoben."

„Das laß nur meine Sorge sein," sagte ich.

Endlich flogen wir los.

„Siehst du, Onkel," sagte Karl, „jetzt kannst du ordentlich frische Luft schöpfen."

Da kommt mit einem Mal ein großer Zeppelin angeflogen, und alle Fahrgäste winken mit den Taschentüchern.

„Die Taschentücher scheinen mir auch nicht ganz rein zu sein," sagte ich.

„Ja," meinte Karl, „es heißt ja: Wäsche mit Luft!"

Wie wir ganz nahe herangekommen waren, sahen wir, daß der Kapitän von dem Zeppelin mit einem Fahrkartenblock herumging und die Fahrgelder einzog.

Plötzlich hörte ich ihn einen Fahrgast anschreien: „Mensch, Sie haben sich ja nicht gemeldet, wie ich fragte, ob niemand mehr ohne Fahrkarte ist!"

Und hast du nicht gesehen: nimmt er den Fahrgast beim Kragen und wirft ihn aus dem Luftschiff hinaus.

„Der arme Kerl!" sage ich.

„Ach," meinte Karl, „das ist ihm ganz recht, er darf doch keine falsche Luftspiegelung vormachen."

Wir stiegen nun immer höher und höher, so daß wir uns selbst gar nicht mehr sehen konnten, — so neblig war es.

„Weiß der Himmel," sagte ich, „ich werde ja ganz naß und es regnet doch gar nicht."

„Jawohl regnet es," meinte Karl darauf, „du vergißt nur, Onkel, daß wir über den Wolken sind, und da regnet es nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben."

Er wollte mir das noch umständlich erklären, aber mit einem Male wurde er ganz wild und rief:

„Guck doch mal, Onkel, da hinten auf dem Zeppelin neben dem Führer sitzt ja dein früheres Bäckermädchen."

„Jawohl," sage ich.

„Was, das überrascht dich gar nicht?"

„Nein, das hat Deine Tante schon lange prophezeit."

„Wieso denn?"

„Ich habe es selbst gehört, wie sie eines Tages mal zu ihr sagte: „Fräulein, wenn Sie meinem Alten immer so schöne Augen machen, dann fliegen Sie". — Na, und jetzt fliegt sie."

Kaum habe ich das gesagt, da gibt es einen Krach, als ob eine Kanone abgeschossen wäre.

„Onkel", rief Karl, „die Brodpelle ist zerbrochen."

„Brodpelle?" fragte ich. „Da müßte doch ich als Bäckermeister was davon wissen."

„Die Maschine ist entzwei! Wir stürzen ab!"

Jetzt wurde mir die Sache natürlich ungemütlich.

„Anhalten," schreie ich, „ich will aussteigen!"

Aber kein Mensch hörte darauf. Die Maschine sauste herunter, daß mir Hören und Sehen verging. Ich sah immer umher, ob nicht irgendwo ein Laternenpfahl wäre, an dem ich mich halten könnte. Aber da keiner da war, hielt ich mir wenigstens das Luftkissen vor, um weich zu fallen.

Glücklicherweise fielen wir noch ganz weich auf einen Heuhaufen, und so kamen wir mit dem bloßen Schrecken davon. Aber ehe ich noch einmal mit dem Luftschiff fahre, lasse ich mir erst mein Leben versichern.

Das prächtige Modell

Von Pierre Mille.

Sie trafen einander in der Nachtherberge der Heilsarmee. Bural, ein kleiner verhutzelter runzliger Geselle, und Tavigard, ein großer, magerer Mann, ganz mit Bart überwuchert.

Die militärische Disziplin der Heilsarmee imponierte ihnen mächtig. Sie gehorchten blindlings. Sogar als man sie unter die Brause kommandierte. Nachdem sie ihr Abendbrot verzehrt hatten, sprach der Heilsarmeehauptmann ein Gebet und hielt eine etwas unverständliche Rede, der sie nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkten. Dann gingen sie endlich hinauf in den Schlafsaal. Dort wählten sie zwei Betten, die nebeneinander standen, denn sie hatten sich gleich miteinander befreundet.

„Die sind ja hier rein verrückt mit ihrer Sauberkeit," meinte Tavigard, nachdem sie sich unter den wärmenden Decken ausgestreckt hatten. „Was machen die sich bloß für Umstände mit dieser verfluchten Reinlichkeit. Das Spaßige an der ganzen Geschichte ist, daß sie es ja in Wirklichkeit gar nicht leiden mögen, wenn wir gar zu rein sind."

„Können sie das wirklich nicht leiden?"

„Nein, paß auf, ich will dir mal was erzählen. Du kennst sicher die Kapelle Saint Magloire. Diese Kapelle wurde einmal als Nachtasyl benutzt, lediglich aus dem Grunde, weil darin geheizt war, denn sonst war sie zu diesem Zweck sehr wenig geeignet. In der Kapelle waren nämlich steife und harte Stühle, in denen wir schlafen mußten, und außerdem wurden wir vor Tau und Tag auf die Straße gejagt, nur damit die Leute, die zur Frühmesse kamen, keinen Anstoß an uns nehmen sollten.

Schließlich hatte es sich aber doch herumgesprochen, daß die Kapelle als Herberge diente, und gerade aus diesem Grunde fanden einige der feinen Leute es irgendwie amüsant, beim Morgengrauen zu kommen, um uns zu sehen. Sie erschienen zusammen mit dem Kirchendiener, als dieser uns an die Luft setzen wollte.

Eines Morgens hörte ich einen Herrn zum anderen sagen: „Sehen Sie doch nur, wie hübsch und stimmungsvoll es hier ist, wie das Licht durch die Kirchenfenster fällt auf all die tragischen Gesichter dieser schlafenden Menschen — und hören Sie auf die Atemzüge... Sehen Sie mal, jenen dort — ist er nicht einfach prächtig?" wobei er auf mich zeigte, als sei ich irgendein sonderbares Tier. — „Wollen Sie hundert Sous verdienen?" wandte er sich plötzlich an mich.

„Tjaaa, was soll ich denn dafür tun?" fragte ich ganz ruhig, denn es fällt mir ja gar nicht ein, mich für einen solchen Kavalier zu überanstrengen.

„Ach — so gut wie nichts. Sie sollen nur ungefähr eine Stunde lang ganz still sitzen — das ist alles."

Ich blicke ihn etwas erstaunt an.

„Ja — ich möchte eine Studienskizze von Ihnen machen!"

„Er war also Maler, verstehst du — Kunstmaler natürlich — nicht etwa so einer, der Zäune anstreicht — und er wollte ein Porträt von mir machen."

„Ja, — wenn ich also nur still sitzen soll." sagte ich — „dann willige ich ein."

„Er gab mir seine Adresse und bestellte mich zu 10 Uhr am selben Vormittag. Ich erhielt auch gleich die hundert Sous, und er bemerkte, daß er sich auf mich verließe. Er wollte also ein Bildnis von mir malen — mit Farben — verstehst du — kannst du das begreifen? Ich war ganz bedeppt. — Auf dem Wege zu ihm ging ich in eine Wirtschaft, wo ich mich plötzlich selbst im Spiegel sah — und ich erschrak nicht gerade wenig — das geht nicht — sagte ich zu mir selbst — so kannst du unmöglich gemalt werden, ist ja ein Skandal, mein Haarwuchs glich einem alten struppigen Wesen, übrigens glich mein ganzes Gesicht einem Besen.

Daran konnte ich natürlich nichts ändern mit meinen 100 Sous. Ich ging aber in einen Friseurladen und sagte: „Schneiden Sie mir das Haar und barbieren Sie mich — aber richtig elegant und modern. Der Friseur glotzte mich an, worauf er meinte: — das ist wahrhaftig keine kleine Arbeit. —

„Das kann Ihnen ja ganz gleich sein," entgegnete ich, „denn ich bezahle. Beeilen Sie sich und reden Sie nicht so viel."

„Er schnitt mir also das Haar, seifte mich ein und barbierte mich, daß es nur so schäumte und spritzte. Als ich mich nachher im Spiegel betrachtete, konnte ich mich knapp wiedererkennen. Ich glich, weiß Gott, einem feinen Herrn. Dieser Spaß kostete mich drei Franks. Ich behielt also nur noch zwanzig Sous, um essen und trinken zu können. Meine Gedanken kreisten aber nur um die eine Idee, welches herrliche Bild der Maler jetzt von mir machen könne und beeilte mich, um nicht zu spät zu kommen.

Als ich das Zimmer betrat, saß da noch ein anderer Herr.

Mein Maler sah mich ziemlich verständnislos an, als ob er keine Ahnung hätte, wer ich überhaupt sei,

„Ich bin es — Sie gaben mir doch hundert Sous, um mich zu malen."

„Nein — Sie sind es also," schrie er mich an und rang verzweifelt die Hände, mein Gott, Sie haben sich ja gewaschen und haben sich die Haare schneiden lassen, einfach katastrophal..."

Dann wandte er sich dem anderen Herrn zu und sagte: „Dieser Kerl war heute morgen noch das wunderbarste Modell, was Sie sich denken können. Einen Ribera, einen Goya hätte man schaffen können... Wer hat Lust, den da zu kaufen, so wie er jetzt aussieht, was zum Teufel fange ich mit diesem Idioten an?!"

Dann fauchte er mich an: „Sie können gehen! Ich kann Sie nicht mehr gebrauchen!"

Und ich — na — ich verschwand schleunigst — denn ich hatte das Geld doch schon vermöbelt..."

Aus der Geschichte des Skatspiels

Aus Anlaß des 12. Deutschen Skatkongresses in Altenburg, der eigentlichen Heimat des allbeliebten Spiels, die auch immer die „Skatstadt" vor allen anderen geblieben ist, widmet die Leipziger „Illustrierte Zeitung" dem Spiel mit den vier Wenzeln verschiedene interessante Beiträge. Das Kartenspiel überhaupt ist durch die heimkehrenden Kreuzfahrer aus dem Orient in das Abendland gebracht worden, wo es schon seit langem in Uebung war. Zunächst breitete es sich in den romanischen Ländern aus, wo es sich in der Einsamkeit der Burgen als unterhaltsames Zerstreuungsmittel bewährte. Die erste Beschreibung des Kartenspiels in lateinischer Schrift hat uns, wie Valerian Tornius in einem der Artikel hervorhebt, der Klosterbruder Johannes von Rheinfelden überliefert: „In einem Spiel, das man gemeinhin Kartenspiel nennt, bemalen sie die Karten auf verschiedene Art und spielen allerlei Spiele damit, wobei sie gewinnen oder verlieren. Dieses Spiel ist sehr hübsch für den Adel und Personen, die Zeit übrig haben. Man hat vier Könige auf vier Karten gemalt, und jeder hat ein bestimmtes Zeichen, von denen gelten die einen für gut, die anderen für schlecht. Unter den Königen kommen je zwei Marschälle, von denen hält der eine das Ab-

zeichen nach oben, der andere nach unten. Nach diesen sind noch zehn andere Karten von derselben Größe und Form. Auf der ersten ist das Zeichen des Königs einmal, auf der anderen zweimal und so weiter bis zur zehnten. Es wird also jeder König die dreizehnte Karte, so daß zu einem Spiel zweiundfünfzig Karten gehören"

Geht so die Geschichte des Kartenspiels weit in die Jahrhunderte zurück, so ist das Skatspiel noch verhältnismäßig jungen Datums; man kann auch nicht sagen, daß es einen eigentlichen Erfinder dieses Spieles gebe, vielmehr brauchte es Jahre der Entwicklung und der Zusammenwirkung der verschiedensten Personen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurden besonders Spiele wie „Süßmilch", „Grobhannes", „Einundzwanzig", „Häufeln", „Tipper", „Schafkopf" und „Solo" gespielt. Von ihnen ist der Schafkopf der Vorfahr des Skatspiels, denn dieser weist in seinen Grundregeln auf das ältere Spiel hin. Es wird erzählt, wie Julius Lenndorf in seinen Ausführungen über die Geschichte des Skatspiels hervorhebt, daß der Schafkopf aus dem Erzgebirgischen durch einen Fuhrmann zur Kenntnis einer tarockenden Altenburger Abendgesellschaft gebracht wurde und bei dem spielfreudigen Bürgertum der kleinen Residenz schnell Eingang fand. Die dem Spiel aber anhaftende gewisse Eintönigkeit und Langweiligkeit wurde den geistig regsamen Männern bald zu viel, und sie bemühten sich um die Vertiefung und den Ausbau des Spieles. Der „Schafkopf-Skat", von dem ein Geschichtsschreiber sagt, „daß man ihn mit Recht einen veredelten Schafkopf, folglich Merino nennen könnte", war gegenüber dem heutigen wechselvollen Spiel noch sehr einfach. Er entwickelte sich etwa in den Jahren 1810 bis 1815 durch die Einführung des im Tarock üblichen Legens von zwei Skatblättern, von denen das unterste den Trumpf bestimmte, dann in den folgenden Jahren durch Unterscheiden zwischen Frage- und Handspiel, Bestimmung des Trumpfes durch Reizen und und Entwicklung des Spiels zum eigentlichen Skat durch die Einführung der Bewertung.

In diesen Jahren hat auch der Hofadvokat Ferdinand Hempel, ein pfiffiger Jurist und „Hansdampf in allen Gassen", in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „Osterländer Blätter" als erster den Skat im deutschen Schrifttum beschrieben, er verstand es auch durch seine originelle und humorvolle Geselligkeit, die Pflege und Verbreitung des neuen Spiels zu fördern. Die folgenden Jahrzehnte brachten dann die weitere Ausbildung des Spieles und schließlich eine gewisse Verwilderung durch zahlreiche Ortsgebräuche und Neuerungen, bis endlich 1886 der erste deutsche Skatkongreß in Altenburg die Altenburger Skatordnung festsetzte, die eine feste Regelung gab. Der Name des Skats ist bedeutend älter als das Spiel selbst; er ist dem viel älteren aus Italien stammenden Tarockspiel entnommen, indem die wegzulegenden Blätter in ein Behältnis, die „scatola", gelegt wurden. Da nun beim Skatspiel ebenfalls Blätter weggelegt werden, hat man den Kunstausdruck des Tarocks „Skatlegen" gleich sinngemäß auf das neue Spiel übertragen.

„Liebesapfel und Paradeiser"

Die großen, rotleuchtenden Tomaten, die jetzt auf den Märkten die Körbe füllen, sind ein Zuchtprodukt, das aus einer in Peru noch heute wildwachsenden Nachtschattenart mit kleinen, kaum kirschengroßen Beerenfrüchten entstanden ist. Der Nutzwert der Tomate, die als „Gemüsefrucht" ein eigenartiges Zwischending zwischen Obst und Gemüse darstellt, liegt in erster Linie in ihrem Gehalt an den drei wichtigsten Ergänzungsnährstoffen: den A-, B- und C-Vitaminen, eine Eigenschaft, die in bezug auf das Vitamin A schon deshalb sehr wertvoll ist, weil die Tomaten fast gar kein Fett enthalten. Die Untersuchungen des bekannten Forschers Pirquet haben ferner einen Zusammenhang des Vitamingehaltes mit der roten Färbung der Tomatenschalen ergeben; je röter die Schalen sind, desto vitaminreicher scheinen die Früchte zu sein. Pirquet führt diese Erscheinung auf die in den roten Früchten bereits weit fortgeschrittene Samenreifung zurück. Man beobachtet auch, daß die stark duftenden und bereits voll ausgereifte Samen enthaltenden Früchte einer Obstart mehr Vitamin enthalten als weniger duftende Stücke der gleichen Art. Bei der Auswahl der Tomaten sollte also immer den kräftig roten Früchten der Vorzug gegeben werden, deren Samen im gereiftesten Zustand im Fruchtfleisch liegen. Die große Mehrzahl der Tomaten sind ja auch rot gefärbt, und nur wenige Sorten gelb oder gar weiß und ohne jede rote Farbtönung. Unter den verschiedenen Formen der Tomaten, den glatten oder gefurchten, mehr rundlich gewölbten oder flachen, sind die gerippten und gleichzeitig länglichen Arten mit glatten Schalen am schmackhaftesten. Bei anhaltendem Regen kommt es leicht vor, daß die Tomaten schon an der Pflanze wie überhaupt schnell faulen, was ihren Geschmacks- und Nährwert natürlich sehr beeinträchtigt, denn wie jede andere Frucht ist auch die Tomate unbekömmlich, sobald sie auch nur leicht zu faulen beginnt.

Da die wichtigsten Vitamine nur in der rohen Tomate wirksam sind, ist es heute üblich, die Tomaten roh zu essen, wozu sie sich, besonders als Butterbrotbelag, Salat oder als pikant gewürzter Brei auch vortrefflich eignen. Sehr heilkräftig und nahrhaft soll der frische und gezuckerte Saft der Tomaten sein, der auch Säuglingen bekömmlich ist. Die Geschichte der Tomate reicht in Europa bis ins 16. Jahrhundert zurück, wo sie aus Peru eingeführt wurde. Auch das Wort Tomate ist ursprünglich zweifellos aus einer indianischen Bezeichnung entstanden, da sie kurz nach ihrer Einführung im Jahre 1596 von einem Gebärtner jener Zeit bereits als „Tumatle Americanorum" angeführt wird. Den Namen „Liebesapfel" erhielt die Tomate, weil nach einem alten Aberglauben ihr Genuß liebesreizend wirken sollte, was aber in Wirklichkeit keineswegs der Fall ist. In Oesterreich heißt sie dagegen heute noch Paradiesapfel oder ganz einfach „Paradeiser". Die Tomate eignet sich übrigens auch gut als Balkonpflanze und liefert bei guter Besonnung und in entsprechend vorbereiteter Erde in Balkonkistchen oft die schönsten Exemplare.

Kleine Nachrichten

In dem offiziellen Bericht des Vatikans über das heilige Jahr 1925 wird eines bisher unbekannten Abenteuers Erwähnung getan Eine Gruppe von Pilgern aus Chieri besuchten die Katakomben, verirrten sich immer tiefer in dieses Labyrinth und tasteten, als alle ihre Kerzen erloschen waren, an den Wänden der grabesdunklen Gänge entlang. Endlich, schon bald verzweifelt, entdeckten sie einen schwachen Lichtschein über sich, fanden eine Treppe, wälzten einen schweren Stein hinweg und kamen — viele Kilometer weit von der Eingangsstelle entfernt — auf dem Friedhof von Campo-Verano ans Tageslicht.

Die in Syrau bei Plauen entdeckte wundervolle Tropfsteinhöhle, 110 Meter lang, bis 30 Meter breit, wird dem Publikum zugänglich gemacht.

In Paris sagt man neuerdings auch aus der Fußsohle „wahr".

Als im Lagerraum einer Kasseler Großfirma eine Bananensendung aus Südamerika geöffnet wurde, schoß eine große Schlange zischend auf die Arbeiter zu. Sie wurde als eine junge Boa constrictor festgestellt.

Amerika stellt heute etwa 80 Prozent der Weltfilmproduktion her. Schon 1926 führte Amerika für 950 Millionen Mark Filme. Amerika besitzt heute 30 000, ganz Europa nur 23 096 Lichtspieltheater. Filmkünstler haben ein Einkommen bis vier Millionen Mark jährlich.

In Frankreich starb die älteste Frau, eine 1?? Jahre alte Bauerin. In Deutschland starb ebenfalls die älteste Frau, auch 156 Jahre alt

Das Excelsiorhotel in Berlin ist durch einen 100 Meter langen Tunnel direkt mit dem Anhalter Bahnhof verbunden worden.

Ein australischer Geistlicher, dessen Gemeinde in den Hinterwäldern von Neusüdwales wohnt, hat sich für 16 000 Mark ein Flugzeug angeschafft, um rasch an Ort und Stelle zu sein.

Marconi ist im Begriff, einen Apparat zu vollenden, mit dessen Hilfe nicht nur Briefe, und Bilder, sondern ganze Bücher und Zeitungen „gefunkt" werden können.

Vor 75 Jahren kostete ein Kilo Aluminium noch 1000 Mark, heute kostet dasselbe Quantum 10 Pfennig.

Ein General Hedberg, Doktor phil., zuerst Bergingenieur, im Weltkriege Oberbefehlshaber der russischen Automobilstreitkräfte, stahl in Neuyork Hemden, um, wie er vor Gericht erklärte, für seine hungernde Familie Brot zu schaffen.

In Breslau kamen zwei Müllkutscher auf die Idee, mit zwei Mülltonnen quer durch Europa zu rollen.

Die nunmehr vorliegenden Zahlen der Bevölkerungsbewegung in Deutschland für 1927 ergaben eine starke Zunahme der Eheschließungen, aber auch wieder eine Abnahme der Lebendgeburten

In den Pußtaebenen lebte, fern von der lauten Welt, der Schäfer Gulyas. Man überredete ihn, nach Debrezin zu kommen. Dort sah er das erste Auto, die erste Straßenbahn, die ersten Aufzüge, das erste elektrische Licht. Der Mann war so verstört von diesem ihm ganz unbekannten Leben, daß er sich nachts an seinem Ledergurt erhängte.

Dr. H. Hersey in Neuyork sagte in einer Gesellschaft von Gelehrten, nach seinen Untersuchungen gebe es eine „Verbrecherdrüse". So stellte er bei 57 Schwerverbrechern eine auffallend große „Thymusdrüse" fest. Diese liege im Hals hinter dem Handgriff des Brustbeins.